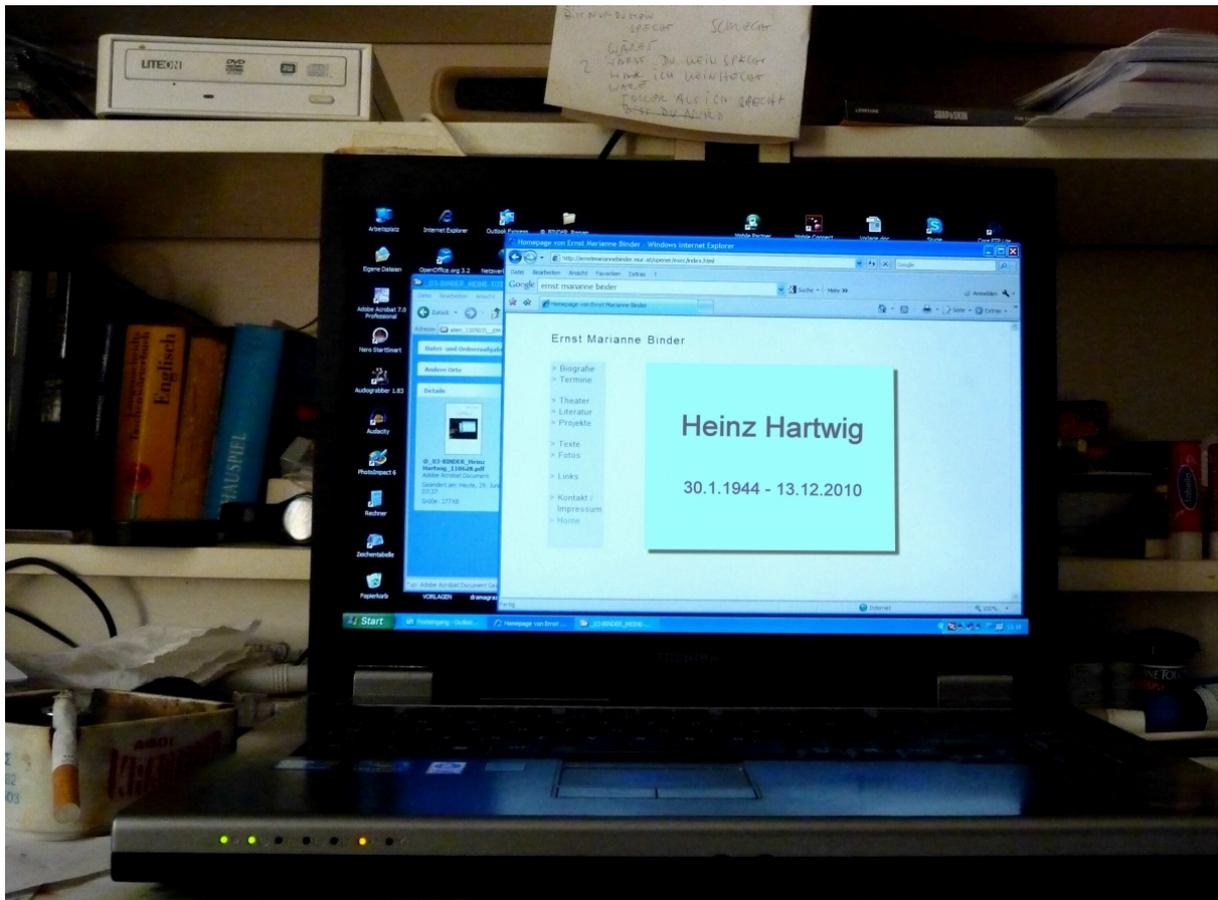


Heinz Hartwig

* 30. Januar 1944 † 13. Dezember 2010



Die Vogelscheuche in der Wortlandschaft.

Von der Unmöglichkeit, über jemanden zu schreiben
außer über sich selbst.

Wenn das Herz denken könnte, stünde es still.

Fernando Pessoa¹

Ich mache mich auf den Weg. Bevor Heinz bestattet ist. Bevor der Morgen graut. Bevor die Vögel zu singen beginnen. Kein Geräusch soll mich ablenken von mir selbst. Obwohl es kühl ist, ziehe ich nichts an, sondern setze mich nackt an den Schreibtisch. Ich werde ihn erst verlassen, wenn es hell und wieder dunkel geworden ist.

Ich werde Heinz besuchen. Mit einem noch zu schreibenden Text im Hinterkopf. Keine Blumen, keine Kerze; stumm und ziellos werde ich über den Friedhof schlendern. Meine Nacktheit unter einem imaginären schwarzen Anzug verborgen. Noch weiß ich nicht, wo Heinz beigesetzt werden wird.

Ich versuche, ihn mir vorzustellen. Es will mir nicht gelingen. Immer dieses Bild: er tot auf dem Fußboden des Theaterraums. Die leeren Stühle wie um ihn gruppiert. Seine Frau Ilse und seine Freunde Hansjörg und Fips im Halbdunkel. Ich beuge mich zu ihm und lege meine Hand auf seine Hand. Sie ist noch warm. Ich sage nichts. Weder zu ihm, noch zu mir. Ich verharre still. So nahe waren wir uns nie.

Inzwischen hat es aufgehört zu regnen. Das Schweigen allgegenwärtig. Auch hier, in meinem Zimmer, ein halbes Jahr später. Ich zünde mir eine Zigarette an. Wie um mir zu bestätigen, dass ich noch lebe, ziehe ich den Rauch tief ein. Ja, ich atme noch. Ich lebe.

Ein Spatz bricht die Ruhe auf. Ich bin versucht, mich ihm anzuschließen. Eine Kohlmeise kommt mir zuvor. Ich unterdrücke meinen Hustenreiz. Gefolgt von einem Rotkehlchen stimmt auch ein Kleiber in den Gesang ein. Das soll mein Requiem für Heinz Hartwig sein, denke ich. Er die Vogelscheuche in der Wortlandschaft, die die Vögel anlockt und sie einlädt, es sich auf ihm und um ihn gemütlich zu machen. Er hört ihnen zu. Er füttert sie. Jetzt, bei Tagesanbruch, bevölkern sie das Knochengestüst und intonieren das Agnus Dei. Die Arme ausgebreitet, steht er schlingend da, als ob ein Lufthauch ihn aus der Balance, aus dem Leben, schon immer. Die Kleiderfetzen zerschissen von den Satzkaskaden, die zeitlebens auf ihn niedergeprasselt sind. Sie singen für einen, der nur immer dagestanden ist, auf wackeligen dünnen Beinen, den Widrigkeiten seines Daseins ausgesetzt: erstaunt und ratlos gegen die Welt gelehnt; auf einem freien Feld. So einen lieben sie, die Vögel, der lässt sich gut besingen, der will nicht Dirigent sein, sondern lässt sie, lässt sie, neigt leicht den Kopf, das Denken hat Furchen hinterlassen, auf der Stirn, in der Seele, da lassen sie sich gerne nieder, mitten im fruchtbaren Acker, da dürfen sie sich die Freude aus dem Leib singen.

Heinz liegt da. Aufgebahrt auf dem Bühnenboden. Kurz zuvor noch hat er aus Handkes *Wunschlosem Unglück* rezitiert. Das Theater voller Menschen: Schauspieler, Autoren, Journalisten und Regisseure lesen aus ihren Handke-Lieblingstexten. Heinz kreidebleich, stockt immer wieder. Man versteht ihn schwer. Ein Schwächeanfall? Ich stehe neben der Bühne und überlege, die Lesung abubrechen. Aber dann scheint er sich wieder zu erholen. Ich bin auf dem Sprung. Der letzte Satz, Applaus. Ich stütze ihn und frage, ob er Hilfe braucht. "Es geht schon", sagt er und setzt sich wieder auf seinen Platz in der Mitte des Publikums. Minuten später muss er, unbemerkt von den neben ihm sitzenden Zuhörern, eingeschlafen sein,

während eine Schauspielerin aus dem *Versuch über den geglückten Tag* liest: "Es wird mir einen Ruck geben, einen zweifachen: über mich hinaus, und in mich, ganz, hinein. Zum Schluß des geglückten Tags werde ich die Stirn haben, zu sagen, ich hätte einmal gelebt."²

Was Heinz nicht wusste: Wir wollten die Veranstaltung absagen. Zu viele der Eingeladenen keine Zeit an diesem Abend. Auch Heinz war sich nicht sicher. Dann der Anruf. Er freut sich auf die Lesung. Ich bringe es nicht übers Herz, ihm unsere Entscheidung mitzuteilen. Wir machen die Absage rückgängig. Bei der Besprechung vor Beginn der Veranstaltung ist er gut gelaunt und bester Dinge. Er wirkt zwar gezeichnet von seiner schweren Erkrankung, aber seine Gestik verrät: Er ist glücklich. Sein über alles geliebtes Theater hat ihn wieder. Und sollte ihn für immer dabehalten.

Ich mache mich auf die Suche nach der Liebe. Nein, nicht nach dem philosophischen Begriff von Liebe. Nach einer Begegnung, die mich aufhebt, in die Arme nimmt, mich fortträgt von mir selber. Die mir über die Haare streicht. Die mir ein Gefühl von Geborgenheit. Alle meine Grabbesuche geprägt von dem Verlangen, diese Nähe herzustellen. Ich liebe dich. Wie leicht kommen mir diese Worte über die Lippen, wenn ich an einem Grab stehe. Heißt es nicht, dass einem erst klar wird, wenn jemand gestorben ist, was man versäumt hat, ihm zu sagen? Jetzt gibt es die Gelegenheit dazu. Plötzlich hat der Tod nichts Endgültiges mehr, eine Vertrautheit stellt sich ein, eine Übereinkunft, die Worte fallen nicht mehr so schwer ins Gewicht, ihre Unzulänglichkeit wird durch die Zuneigung aufgewogen, die ihnen innewohnt. Dadurch, dass sie ausgesprochen, beteiligen sie mich an dir und deinem Leben. Der Tod lässt dich nun sein, wie du bist. Ich kann es dir gestehen, jetzt, ich liebe dich. Die Welt ist groß und weit, ich würde mich jetzt gerne zu dir legen, über uns die

Wolken, die Vögel fliegen hoch, der Tag verspricht viel Sonnenschein und Freudentränen, ich gehe ohne einen letzten Blick zurück. Auf dich zu.

Der Schreibtisch zugemüllt. Die Bücher und die Zigarettenkippen. "Die Welt schaut rauf zu meinem Fenster / mit müden Augen, so staubig und scheu", singt Rio Reiser. Als ob er gewusst hätte, wie ich mich jetzt fühlen würde. Der Kaffee inzwischen kalt geworden. Noch immer kein Bild von Heinz. Als hätte ich ihn nie gekannt. Als sei ich ihm nie begegnet. "Mein Heinz ist so intensiv in mir und fehlt so sehr", schreibt mir Ilse. Da, plötzlich, taucht er auf. Ganz kurz, ein Schemen hinter den Bücherregalen und den Tonbandspulen. Fast zehn Jahre mein Chef. In der Literaturabteilung des Österreichischen Rundfunks. Mein täglich Brot. "Als Dichter kannst du trinken, so viel wie du willst", sagt seine Sekretärin zu mir, "jetzt als Mitarbeiter ist das etwas anderes." Von Heinz kein Wort. Ich betrunken aus dem Büro getorkelt, betrunken im Studio die Sendungen gebastelt, betrunken die Stiegen hoch in sein Arbeitszimmer, ihm sein Unbeteiligtsein vorgeworfen, sein Verständnis, seine Unentschlossenheit. Seine Nachsicht. Ich immer nur privat. So wie jetzt. Immer nur bei mir. Die Augen auf und Ich.

Kein Wort von Heinz. Nicht, wenn die Bude vollgequalmt, ich ungewaschen, der Gestank von Bier und Knoblauch, fern von allem, was man ORF und Journalismus und allgemein Umgangsformen nennt. Nein, nicht Missachtung, nur der Mittelpunkt der Welt, so ganz verloren, ganz. Dass ich ihn nie getroffen, draußen in der Wortlandschaft, erstaunt mich heute und verwundert mich. Das macht der Tod dann sichtbar, dass ich blind und ungestüm nur hinter mir her, vor dem Schreiben davon, in die Arme all der anderen Autoren, sie in mein Herz geschlossen, mit meiner mir eigenen Unbedingtheit, ich hätte sie bis auf mein Blut verteidigt und habe sie vor mir hergetragen, Gert Jonke, Peter Handke, Gunter Falk, wie

eine Siegestrophäe. Als ob ich einen Krieg gewonnen. Gegen meine Einsamkeit am Schreibtisch. Verstummen. Mich nicht mehr aussetzen müssen. Meine Liebe zu ihnen hinausgeschrien, während Heinz in seinem Kämmerchen sitzt, ein Buch auf den Knien, kurz der Blick hoch zu mir, ich störe und verschwinde. Aus den Augenwinkeln sehe ich, er liest weiter, was geht in seinem Kopf vor? Auch er bei sich, aber anders als ich, ganz bei sich, indem er die Dichter in sich rein, in seinen Kopf; ich nur Ich in meinen Büchern, Jonke Ich, Handke Ich und Gunter sowieso. Die haben immer *mir* aus der Seele geschrien, nie *sich*, und im vielfachen Echo, zurückgeworfen aus dem Nichts meiner verschissenen und armseligen Existenz habe ich mich spiegeln und erkennen und mich vor mir davontrinken können.

Dieser Morgen in Kreta. Anfang 1981. Vor dreißig Jahren. Die Leere nach dem Heroinentzug. Plötzlich die Worte abhanden gekommen. Ich abhanden gekommen. Nichts mehr zu erzählen. Vor das Haus treten. Mit dem Manuskript meines ersten Theaterstücks. Die letzten Zeilen: "Er legt seinen Kopf auf ihre Brust. Nichts. Sie ist tot. Was tun jetzt? Er holt Löffel, Kerze und Spritze aus der Toilette und fängt an, sich einen Schuß zu bauen." Danach zwanzig Jahre Schweigen. Nichts. Die Jahre wie verschluckt. Den Blumen beim Wachsen zugeschaut. Die Wege jeden Tag neu. Keinen Schritt ein zweites Mal. Die Bäume verlieren die Blätter. Die Spuren im Schnee. Mich niemals umgedreht. Der Blick nach vorn. Gegen den Himmel. Ich stolpere, ich rapple mich auf. Jeden Tag mache ich mich auf den Weg. Und komme doch keinen Schritt weiter.

Während mein Körper gesundet, bleibe *ich* auf der Strecke. Ob das damit zu tun hat, dass ich vor mir davonlaufe? Es gibt kein Weiter ohne das Vermächtnis des vergangenen Tages festgezurrert zu haben. Plötzlich der Abgrund hinter mir. Nur nicht zurückschauen. Nicht reflektieren. Mit

Siebenmeilenstiefeln über die Hügelkuppen, den Regenbogen hinuntergerutscht ins Tal, als Gulliver wiedergeboren, fort von allem, das etwas bedeutet haben könnte, *entkernt* nennt man das in der Psychologie, die Freunde fremd, die kretischen Bauern verklärt zu Vorbildern eines erfüllten Lebens, vor dem Kafenion sitzen und den lieben langen Tag einen lieben langen Tag sein lassen, der Sinn der Welt im Fingerspiel des Komboloi, dem Flamingo die Flügel gebrochen, die Zugvögel abknallen vor dem Weiterflug, diese andere Seite der Welt, die ich nicht wahrhaben wollte, über die ich hinweg, nicht geflissentlich, nein, keine Absicht dahinter, kein Plan, der Sand in der Luft eine Verheißung, so greifbar, als hätte ich sie mir nicht nur erträumt. In der Fremde ist es leicht, sich zuhause zu fühlen.

Der Klang der griechischen Sprache mir vertraut, als wäre ich mit ihr aufgewachsen. Anfangs verstehe ich kein Wort. Nur die üblichen Touristenfloskeln. Kalimera. Guten Morgen. Ti kanis? Wie geht es Dir? Kala. Gut. Jammas, Prost. Die Gespräche drehen sich um das Wetter, die Schafzucht, Oliven, Fußball und Politik. Da kann ich bald mitreden. Da fühle ich mich wohl. Mit mir hat das alles nichts zu tun. Ich komme nicht mehr vor. Mich gibt es nicht in dieser Sprache, so komme ich auch nicht in Versuchung, mich niederschreiben zu wollen.

So angenehm unkompliziert. So sehr keine Nähe. Ich nur mehr Körper, der setzt Muskel an, die Sonne wärmt und bräunt mich, die Ziege muss gemolken werden, die Schafe geschoren, die Oliven geerntet, die Briefe aus Österreich wie Botschaften aus einer unbekanntem fernen Welt, der Vater im Krankenhaus, mein Sohn zur Schule, alles macht sich auf den Weg, die streunenden Hunde, die rüdig zerbissenen Katzen, sie finden Unterschlupf in meiner Scheune, Jorgos kniet auf einem Stein und singt ein altes Lied über einen kretischen Freiheitskämpfer. "Digenis kämpft mit dem Tod", heißt es darin, "der Himmel schickt Donner und Blitze und die

Erde bebt, der Landstrich bricht auf, das Fundament erschüttert, die Steine zittern und schauern, als ob sie Angst davor hätten, ihn unter sich zu begraben." Ich werfe die Olivensäcke auf das Maultier und trabe zu Tal, als sei alles selbstverständlich wie nur was.

Doch auch hier holt mich meine Herkunft ein. Der Mann meiner Nachbarin Eleni von der SS erschossen, erfahre ich nach eineinhalb Jahren. Sie hat es mich nie spüren lassen, immer freundlich, karamalisierte Mandeln gebracht, mir aufmunternd zugewinkt, wenn sie etwas erklärt und ich partout nicht verstanden habe, mich an den Feiertagen zum Essen eingeladen, obwohl ich deutsch und der Sohn sein könnte des Mörders ihres Mannes.

Habe ich nicht verstanden? Oder haben sie es über all die Zeit verschwiegen? So wie ich verheimlicht habe, dass mein Vater im zweiten Weltkrieg als Soldat auf Kreta.

Ich versuche, Griechisch zu lernen. Mit den Touristen, die das Dorf besuchen, spreche ich Englisch. Sie halten mich für einen Griechen. Mit den Einheimischen unterhalte ich mich in ihrem Dialekt. Der Wortschatz auf wenige hundert Wörter beschränkt. Oft ein Wort verschiedene Bedeutungen, manchmal völlig konträr, der Sinn ergibt sich nur aus dem Zusammenhang oder der das Wort begleitenden Gestik.

"Wenn du verstehen wirst, was die Menschen miteinander sprechen, wirst du wieder gehen", prophezeit mir Chris, mein belgischer Weggefährte dieser Zeit. Es stimmt. Erstaunt stelle ich fest, dass ich plötzlich wieder deutsch träume. Ich fange wieder an, mir Notizen zu machen, die Seiten füllen sich. Ich verbringe meine freien Tage am Schreibtisch und doch haben die Geschichten nichts mit mir zu tun. Die Manuskripte landen im Müll.

Wie schön war es, nicht zu verstehen. Die Worte nur Klang, Musik. Sie fügten sich in diese kretische Landschaft, sie gehörten dazu, waren

Teil der unbewusst wahrgenommenen Schönheit dieser Insel, gehörten zu den blühenden Mandelbäumen im Februar, dem Sirocco und dem dunkelgelben Sand aus der Sahara, dem Rinnsal aus der Felsenritze, den tiefroten, süßen, aus den geplatzten Früchten verführerisch leuchtenden Granatapfelkernen, so schmeckt Blut, denke ich, als ich in sie beiße, so schmeckt das Leben.

Heinz programmiert mein Theaterstück als Hörspiel. Meine finanzielle Rettung. Ich kann zurück nach Österreich. Als ich ihm erzähle, dass ich nicht mehr schreibe, schaut er mich ungläubig an, sagt aber nichts.

Auf der Straße treffe ich Alfred Kolleritsch, den Herausgeber der *manuskripte*. "Wann schickst mir wieder was?", fragt er mich. Ich verspreche ihm einen Text. Und habe meine Zusage ein paar Meter weiter bereits wieder vergessen.

Ich betreue inzwischen eine Theatergruppe in einer psychiatrischen Klinik und versuche, die Patienten zu motivieren, eigene Texte zu verfassen. "Ich erzähl dir von mir und du schreibst das nieder", ist immer die erste Reaktion. Ich weigere mich. "Kann man auch eine Geschichte erfinden?", ist eine ebenfalls häufig gestellte Frage. "Du kannst schreiben was du willst." Hans, der an einer Psychose leidet, steckt mir einen Zettel zu: "Stellt sich die Frage: Wie weit bin ich verrückt? Wieviel von meinem Leben ist auf dem Konto des Wahnsinns zu verbuchen? Ein heilloses Dilemma. Ohne Psychopharmaka der Wahnsinn, mit Psychopharmaka und Synapsenblockade die Realität, die sich aber als ein Haufen Scheiße darstellt. Dazwischen gibt es bestenfalls ein Durchschlawinern. Kein Heil in Aussicht. Bestenfalls der radikale Autismus. Cogito ergo sum."

Alle Wege führen nun an mir vorbei. Heinz macht ein Interview mit mir. Er kann sich die Frage nicht verkneifen, ob es denn wieder ein neues

Theaterstück geben würde. "Ich tippe fremde Texte in die Schreibmaschine", antworte ich. Er gibt nicht auf. "Keine neuen Texte von Ihnen?" "Ich habe nichts zu sagen."

Wir sprechen über das Projekt in der Klinik. Über die Menschen in der Theatergruppe. Ich erzähle von Walpurga. Sie ist fünfundvierzig, hat schwere Sprachstörungen und trägt einen Herzschrittmacher. Vor fünfzehn Jahren hat sie einen Autounfall nur knapp überlebt. Seitdem ist sie in psychiatrischer Behandlung. Sie träumt von einem Mann, der sie liebt, von Kindern und einem eigenen Zuhause. Ich lese Heinz einen Text von ihr vor: "Kalt ist draußen da herinnen ist es warm zum Warten. Heute kommt mein Freund zu mir, wird er mir gefallen. Ich freue mich schon darauf. Durst habe ich auch. Herr Kellner bringen sie mir einen Almdudler. Hoffentlich kommt er woll, daß ich nicht umsonst warte. Ich muß ihn kriegen. Jetzt kommt er. Ist er böse auf mich. Soll ich ihn fragen, ob er mich gefallen wird, aber ich traue mich nicht. Was soll ich sagen, soll ich ihn fragen, ob er mich mag. Nein ich traue mich nicht. Jetzt frage ich ihn, ob er böse auf mich ist. Er sagte dann nein." Ganz unten, fast unleserlich, steht: "Wenn ich ihn bekomme, haue ich in die Welt ein Loch." Ich schaue Heinz an. Keine Reaktion. Während ich tief ergriffen bin, sitzt er da, anscheinend unberührt und nestelt an seinem Aufnahmegerät herum. Um einer weiteren Frage nach meinen eigenen literarischen Ambitionen zuvorzukommen, füge ich hinzu: "Meine Entscheidung, nicht mehr zu schreiben, ist endgültig. Was soll man nach so einem Text noch schreiben?"

Ich verbringe fast zwei Jahre in unseren von der Leitung der Psychiatrie kostenlos zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten. Wovon ich in dieser Zeit lebe, weiß ich nicht mehr. Projektgelder gibt es nicht. Auch keine finanziellen Zuwendungen von Seiten des Krankenhauses. Ich erinnere mich nur daran, dass ich oft hungrig gewesen bin und die

Patienten um ihr Anstaltsessen beneidet habe. Meine Bitte um Verpflegung in der Kantine wird abgelehnt.

Es ist ein ständiges Kommen und Gehen. Patienten werden entlassen und oft schon nach wenigen Tagen wieder eingeliefert. Ich betrachte mich inzwischen als unbezahlten Sozialarbeiter. Meine künstlerischen Ansprüche stellen sich als viel zu hoch heraus. Ich fühle mich aber der Gruppe gegenüber verantwortlich und bleibe. Wider besseres Wissen versuche ich zumindest die Aufenthaltsbedingungen der Patienten zu verbessern. Als Erfolg betrachte ich es schon, wenn diese regelmäßig zu unseren Treffen kommen. Immer wieder wird auch dies aus angeblich "medizinischen" Gründen vom Pflegepersonal verhindert. Besonders, wenn schlechtes Wetter vorausgesagt wird, wird die Medikamentendosis so erhöht, dass ihnen ein Verlassen der Station nicht möglich ist.

Inge strahlt. Vor einer halben Stunde hat sie von Hubert ein Plastikarmband und eine Schachtel Zigaretten geschenkt bekommen. Hubert liebt Inge. Umgekehrt ist das nicht so sicher. Obwohl sie seit zwei Jahren "zusammen" sind, gibt Inge Hubert immer wieder deutlich zu verstehen, dass er nicht der Einzige ist. Hubert ist schizophran und hat bereits einen Selbstmordversuch aus Liebeskummer hinter sich. Nicht wegen Inge. Das war lange vor seiner Zeit in der Klinik.

Inge hat bei der Weihnachtsfeier mit einem anderen getanzt. Hubert ist traurig. Immer wieder spricht er von Heirat. Inge lächelt ausdruckslos vor sich hin. Sie ist seit ihrer Geburt geistig behindert.

Ihre Beziehung findet ein jähes Ende. Da Inges Behinderung nicht heilbar ist, beschließt die Anstaltsleitung, sie in ein Pflegeheim auf dem Land zu überweisen. Ein weiterer Kontakt also nicht mehr möglich. Hubert ist verzweifelt. Eines Nachts gelingt es ihm, das Tor zum Wasserturm aufzubrechen. Er klettert auf das Dach und springt. Es bleibt bei seinem

zweiten Versuch; diesmal schafft er es.

Das Begräbnis wenige Tage später. Die Gruppe vollständig anwesend. Inge streichelt den Sarg. Eine traurige Nervosität macht sich breit. Keiner passend angezogen. Der Pfarrer begrüßt uns verstört. Wer ist wer? Inge weint. Der Geistliche tröstet sie, der Opa sei jetzt im Himmel. Inge versteht nicht und beginnt, um sich zu schlagen. Ich beruhige sie und kläre ihn auf. Als ich sie ihm als Freundin des Verstorbenen vorstelle, beschleunigt er die Zeremonie und verschwindet nach einer kurzen Ansprache fluchtartig. Wir singen "Wahre Freundschaft soll nicht wanken", das einzige Lied, dessen erste Strophe alle kennen. Inge wirft eine Blume ins Grab.

Ich mache einen letzten Spaziergang mit "meinen" Patienten. Da sich kein Nachfolger für meine Tätigkeit findet, wird das Projekt beendet. Ich bin traurig. Wir setzen uns zum Lindenwirt. So bezeichnen sie die drei Bänke, die auf einem weiten freien Feld auf dem Anstaltsgelände um einen Lindenbaum stehen. Ich habe zwei Flaschen Wein und Coca Cola mitgebracht. Wir bemühen uns lustig zu sein. Ich muss versprechen, dass ich sie auch weiterhin besuchen werde. Aber sie wissen genauso gut wie ich, dass es ein Abschied für immer ist.

Gottfried hält die Situation nicht mehr aus. Er läuft auf den Gitterzaun zu, der den Zugang zu den an der Anstalt vorbeiführenden Zuggeleisen versperrt und versucht, darüber zu klettern. "Ich will nicht mehr", schreit er. Wir zerren ihn gemeinsam zurück zum Lindenwirt. Da sitzen wir, schauen jeder in eine andere Himmelsrichtung und warten darauf, dass es dunkel wird und sie zurück auf die Station müssen.

"Und dann ist es vorbei. Das ganze Leben ist vorübergegangen wie ein Nachmittag." Gottfried Benn. Auch so einer, der mir aus der Seele schreit in jener Zeit.

Haben Heinz und ich uns selbst in den Jahren, als er mein Chef beim ORF gewesen ist, selten gesehen, so treffen wir uns nun nur noch bei den Premieren meiner Inszenierungen. Da steht er nach der Vorstellung herum, meist mit Ilse an seiner Seite, flachst mit den Gästen, ist immer umringt von einer Schar Adabeis, seine hohe Stirn überragt sie, glänzend, die Gedanken schreiben tiefe Falten über die Augenbrauen, während seine Augen schelmisch funkeln. Fast alle kennt er, nicht wenigen ist er Mentor und Förderer. Besonders die Schauspieler umschwirren ihn. So einen lieben sie, so einen, der sie zulässt und ihnen zuhört, bei dem sie sich ausprobieren dürfen, der nie laut wird, ihnen immer das Gefühl gibt, für sie dazusein, uneitel, ohne das Gehebe eines Zampanos, das hat man seinen Regiearbeiten auch angemerkt, dass er sie führt, ohne sie in ein Korsett zu zwingen.

Nie frage ich ihn, ob ihm ein Abend gefallen habe. Eine alte Theaterregel, um einer Kritik, die man besonders nach der Premiere schwer erträgt, zu entkommen. Wenn er sich doch bemüht fühlt, einen Kommentar abzugeben, so fällt dieser immer knapp aus. "Sehr schön", sagt er zum Beispiel oder er nickt anerkennend. Damit hat es sich dann auch.

Ich kann mich nicht erinnern, je ein längeres privates Gespräch mit Heinz geführt zu haben. Ich bin ihm zu emotional, zu unberechenbar, mein Verhalten kann er nicht nachempfinden. Im Gegensatz zu seiner stillen, abwägenden Art lege ich mich immer öfter mit Kollegen an. Meine Haltung unbedingt, unnachsichtig, mit dem Schädel gegen alle Widerstände, rücksichtslos, selbst für mich im Nachhinein nicht nachvollziehbar. Parallel zu meinen Ausbrüchen steigt der Alkoholkonsum ins Unermessliche.

Ich beginne wieder zu schreiben. Nahtlos der Übergang nach zwanzig Jahren Pause: Wieder die Nächte an der Schreibmaschine, die Zigaretten

qualmen mir das Hirn und die Bude voll, den Tag im Bett verbringen, traumlos, die Sätze brennen sich durch den Schlaf; ein Wunder, dass sie mich nicht abgefackelt haben.

Mich nicht gekümmert um die offenen Rechnungen, die Zahlungsaufforderungen des Finanzamts und der Versicherung. Die "blauen" Briefe stapeln sich, der Exekutor vor der Tür.

Kein Kontakt zur sogenannten Außenwelt, sie scheint mir fern, ferner denn je. Die Menschen, die ich am meisten liebe, sind mir plötzlich zu nahe. Ich reagiere nicht auf Nachrichten, Verabredungen lasse ich platzen. Geburtstage ignoriere ich, hebe das Telefon nicht ab; ich stoße sie vor den Kopf und weg von mir. Ich halte niemanden aus, am allerwenigsten mich selber.

Das Theater? Die Proben lustlos, die Erfolge halten sich in Grenzen, es ist mir egal. Ich verschiebe die Premiere, Hamlet, ich renne, renne, hinter mir das Elend, vor mir Satz- und Straßenschluchten und Verzweiflung. Die Sprache will bezwungen: ein plötzlich sinnentleerter, unaufhörlicher Kampf, den kann ich nicht gewinnen. Es zieht mir den Boden weg unter den Füßen, ich falle, das Papier ist hart, viel härter als Beton.

Die Jahre schleppen sich dahin wie eine Prozession verpasster Gelegenheiten. Alles umsonst. Erlösung nicht in Sicht. Ein tiefer, trunkener, vermaledeiter Schlaf. Mein Grab.

Ich wünschte, ich wäre tot. Ich trinke mich fort aus dem Leben, meine Wohnung ein Friedhof, die leeren Flaschen wie Trophäen eines grandiosen Scheiterns. Die Wolken hängen lustlos in die Welt und über mir. Ich kann mich nirgends mehr festhalten. Ich torkle. Die Kastanie vor meinem Fenster treibt aus, die Blätter verwelken, der Winter steht wie ein Gespenst im Nachthemd vor der Tür. Wo soll das alles enden?

Bei mir wird Leberzirrhose im Endstadium diagnostiziert. Auch Heinz ist krank. Wir sehen uns nun wieder öfter, samstags auf dem Bauernmarkt. Über unsere Krankheit sprechen wir nie. Obwohl wir beide davon wissen. Heinz blockt jeden Versuch eines Gesprächs darüber ab. Auch mir ist das nicht wirklich wichtig. So nahe, um solche Gespräche zu führen, sind wir uns nie gewesen. Ich gehöre weder zu seinen Freunden noch zu der Schar bunter Vögel um ihn. Obwohl auch ich ein Verlorener in der Wortlandschaft. Aber ich stehe nicht auf diesem weiten freien Feld, ich sitze am Schreibtisch. Ich schreibe mir die Menschen herbei. Sie gehen ein Stück ihres Lebens mit mir, müssen es sich gefallen lassen, dass ich sie erfinde, sie umarme, sie ganz für mich in Beschlag nehme. So kann ich ihnen nahe sein, ohne mich verpflichtet zu fühlen. Ich darf sie begleiten, eine kurze Strecke, imaginär, und aus dem Wunsch heraus ersonnen, nicht allein zu sein und nicht verlassen werden zu können. So wie ich Heinz jetzt auf dem Weg von der Feuerhalle zu seiner letzten Ruhestätte begleite. Der Preis ist meine Einsamkeit.

Ich treffe Ilse vor der Grazer Stadthalle. FPÖ-Parteitag. Wir demonstrieren gegen "Rechts". Sie unter den Schaulustigen neben dem Großaufgebot von Polizisten, ich hinter der Absperrung zwischen den Vermummten. Selbst in meinem Alter fühle ich mich der Pflasterstein-Fraktion näher. Ich mit Abstand der Älteste. Ich kenne niemanden. Da fühle ich mich wohl. Zugehörig. Ohne den Zwang dazugehören zu müssen. Iggy Pop dröhnt aus den Boxen. Die Pischelsdorfer Blaskapelle mit ihrer Marschmusik hat keine Chance. Das neue Parteiprogramm bekennt sich wieder zur "deutschen Volks-, Sprach- und Kulturgemeinschaft".

Ich kriege eine Wut auf *meine* deutsche Sprache. Als ob die etwas dafür könnte, von diesen Hohlköpfen vereinnahmt zu werden. Gerade jetzt, da ich mich versöhnt mit ihr. Sie ist wieder Teil meines Alltags

geworden, sie definiert mich und sie bringt mich zum Klingen, erzählt mich weiter, begründet mich, erschüttert mich, was bin ich nicht sinnlos durch all die vielen Jahre? Nun zeichnet sie mich wieder, mich, der ich verschütt gegangen und so lange nicht sichtbar. Nun scheine ich zwischen den Zeichen und den Zeilen aufzutauchen als das schimärenhafte Wesen, das der Alkohol und die Verzweiflung hinterlassen.

Fast bin ich froh über die Rechtschreibreform. Ich versuche seit ein paar Jahren, mich daran zu halten und muss umlernen. Sie kommt mir gelegen, zu einem für mich genau richtigen Zeitpunkt. Ich erkunde die Grammatik, nehme die Regeln nicht so einfach hin, durchstöbere Wörterbücher, bemühe mich zu verstehen, lasse mir die Silben auf der Zunge zergehen, immer wieder, lese die Sätze laut und überprüfe sie auf ihren Rhythmus, ihren Klang. Ja, das muss wohl so sein, wenn man zwanzig Jahre lang keine Zeile, nichts. Ich verbringe viel Zeit damit, Wörter im Duden nachzuschlagen, bin völlig verunsichert, manche Änderung leuchtet mir ein, manche kapiere ich nicht. Letztlich bleibt mir doch nichts übrig, als sie zu akzeptieren, beziehungsweise ich gewinne sie gerade deshalb lieb.

Ich sehe es als einmalige und letzte Chance, das Deutsch, das mir mein Vater vor fünfzig Jahren eingebläut, für mich neu zu entdecken, ohne Zwang und ohne Androhung von Repressionen. Der Duden gehört nun zu meinen unentbehrlichen Wegbegleitern. Ich habe den verschiedenen Bänden sogar einen Leineneinband verpasst, da liegen sie jetzt, auf meinem Schreibtisch, abgenutzt und schmutzig, obwohl noch gar nicht alt, zwischen den Einar Schleefs, den Peter Handkes, den Elfriede Jelineks und meinem Herzbuch der vergangenen Wochen, den Tagebüchern John Cheevers.

Wie da einer kämpft mit sich und sich doch nicht entkommt. Wie da einer ohne Alkohol nicht leben kann und sich deshalb verachtet, stets

einsam bleibt, obwohl er sich nach Zuwendung und Anerkennung sehnt ...

Die Zerrissenheit in jeder Zeile spürbar, in jedem Absatz. Da versucht sich einer über die Sprache zurechtzufinden, nicht zu rechtfertigen, nein, sondern gräbt sich tief und tiefer in sich. Kein Entkommen, die Sätze schlicht, mit einer Leichtigkeit auf das Papier, so scheint es, als ob die Ahnung erst im Nachhinein. Viel später. Aus der Schrift geboren. Der Widerspruch in sich, dort scheint er gut aufgehoben zu sein.

Wie da etwas in Flammen steht und lodert, gebannt werden will, und doch dahinter lauert, ständig, nicht bezwingbar. Da tänzelt einer über den Vulkan, hüpf und schreibt und rennt sich die Sohlen wund in der Hoffnung, Klarheit in den Kopf zu bekommen. Die Worte tasten sich wie Schritte durch die Dunkelheit:

"Ist dir denn nach fünfundzwanzig Jahren immer noch nicht klar, was ich will? Ich will deine Liebe, ich will erleben, wie die Kinder groß werden und ihr Leben selbst in die Hand nehmen, ich will ein bisschen anständige Arbeit leisten." Ich brülle. Darauf sagt sie: "Ich gehe. Ich werde mir eine kleine Wohnung nehmen und dort mit den Kindern leben. Du folterst mich zu Tode."³

Ich habe Angst verlorenzugehen zwischen Wort und Wort. Aber gäbe es mich, ohne dass ich mich hingeschrieben, mich an den Tod heran? Und an das Leben. Wollte ich jemals ankommen? Irgendwo? Im Leben, und wenn schon nicht im Leben, so wenigstens in mir? Ich bezweifle es inzwischen oft, obwohl ich immer nach mir gesucht, immer, mit der Gitarre in der Hand. Mein Traum: von meiner Sehnsucht singen. Doch das Glückliche lässt sich nicht nötigen. Verblieben ist das Schreiben als Lebensmittel, Tagewerk, von mir aus auch als Selbstzweck, um die letzten Tage des Novembers unbeschädigt hinter mich zu bringen.

"Am Samstag habe ich mich nur umgedreht, um nach Hause zu

fahren", schreibt Martha mir, "jetzt drehe ich mich um, um zu gehen. Ich glaube nicht mehr daran, dass es mit uns beiden noch gut werden kann. Ich sehe mich und dich nur in einer Endlosschleife an Kränkung und Versöhnung, Verletzung und Vernarbung. Ich glaube nicht, dass dir das gut tut. Und ich weiß, dass es mir schlecht tut. Lieber fühle ich mich allein als alleingelassen und enttäuscht. Leb wohl."

Interessant, dass ich jemanden so lange und so sehr nicht kenne. Das denke ich oft, wenn ich Heinz treffe. Vielleicht aber bin ich auch zu ungenau. Zu sehr auf mich selbst bezogen. Vielleicht ist es diese Ich-Bezogenheit, die immer zwischen uns gestanden ist, als ob eine Jalousie zwischen uns. Durch die Spalten haben wir uns angeschaut, nur keine Auseinandersetzung riskieren, den Rollladen nur ja nicht hochziehen, ich schon, ich jederzeit, aber er nicht.

"Wenn das Herz denken könnte, stünde es still." Der Satz davor im Buch Pessoa's erklärt dieses Einverständnis mit dem Sein und mit sich selber genauer und wohl auch den Kampf, dem Heinz ein Leben lang ausgesetzt: "Die Unbewusstheit ist das Fundament des Lebens."

Während ich das Gefühl habe, mit mir durchzugehen, mich und alles um mich aufbrechen, niederreißen zu müssen, vermittelt Heinz ständig das Gefühl von Kontrolliertheit. Keine Ausbrüche, keine trunkenen Exzesse, wie mag man damit leben können? Platzt da nicht der Kopf, das Herz, quellen da nicht die Adern auf?

Heinz hat das Theater über alles geliebt und sich doch nie dafür entscheiden können. Nein, über alles liebte er das Theater nicht, über alles liebte er seine Familie. Dieser Eindruck verfestigt sich. Ein wenig davon ist in dem Brief von Ilse zu spüren: "Ich weiß, dass Heinz und ich unendliches Glück hatten, uns zu finden und fast ein ganzes Leben miteinander zu verbringen. Das endgültige Nicht-mehr-da-Sein ist für

mich nicht fassbar, ich versuche mich heranzutasten. Das Zulassen der Gedanken daran ist so schmerzhaft. Du weißt, ich bin ein Mensch, der Helle und Wärme und Freude liebt, ich versuche auch jetzt, diese Gefühle manchmal zu finden und Heinz auch hier mitzunehmen und zu spüren."

Vielleicht ist es das, was Heinz und mich zeitlebens getrennt hat. Das Ungestüme meiner Liebe blieb ihm fremd, mein Schmerz und meine Traurigkeit und meine Verzweiflung. Dem konnte und wollte er sich nicht aussetzen.

"Über deinem Grab noch werd ich hängen. Wenn du mit dem Kukuruz zu mir aus der Erd' hoch wächst, dann zieh mir die Schuhe aus und kitzel mich, dass ich dich spür und spür und spür. Vielleicht kann ich dann aus meinem Körper raus und in die Luft. Als ob nie was gewesen wär", heißt es in meinem letzten Theaterstück *Kukuruz*. Da hat sich einer aufgehängt und erzählt im Tod von seiner Liebe. Dass ich das bin, das ist Heinz klar gewesen. Und dieser Grabbesuch an meinem Schreibtisch vor dem Laptop zeigt jetzt das Bild, nach dem ich gesucht: Es zeigt Heinz als Vogelscheuche auf dem Feld mit den Vögeln auf seinen Schultern und mich als monologisierenden Toten, der am Strick vom Scheunenbalken hängt.

Das lass ich jetzt so stehen. Da führt kein Weg daran vorbei. Für mich nicht und für Heinz sowieso nicht mehr.

"Später werde ich über das alles Genaueres schreiben", notiert Handke als letzten Satz in seiner Erzählung *Wunschloses Unglück*⁴. Ich füge hinzu: Genaueres lässt sich nicht sagen, jetzt nicht, vielleicht später, wenn die Erinnerung nicht mehr so frisch, und neu erfunden werden müssen wird. Wenn Heinz angekommen sein wird, und die Marmorplatte mit der Inschrift angeschraubt, wird er einer unter den vielen Toten auf dem Friedhof sein, und doch ein ganz besonderer.

Genauerer?, das wird sich zeigen. Was weiß man, was vorgeht in den Köpfen derer, die ihm Blumen bringen werden, Kerzen anzünden; ihre Gedanken werden sich nur scheinbar verflüchtigen, sie zumindest verbleiben in der Welt und machen diese warm und lebenswert.

So war doch nicht alles umsonst, denke ich, und das ist mehr, als ich mir je zu erträumen gewagt hätte.

Anmerkungen

Foto: Laptop auf meinem Schreibtisch, 19. Juni 2011, © Binder

¹ Fernando Pessoa: Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares, Ammann Verlag, Zürich 2003

² Peter Handke: Versuch über den geglückten Tag, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1991

³ John Cheever: Tagebücher, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1994

⁴ Peter Handke: Wunschloses Unglück, Residenz Verlag, Salzburg 1972

Die Vogelscheuche in der Wortlandschaft. Von der Unmöglichkeit, über jemanden zu schreiben außer über sich selbst. © 2011 Ernst Marianne Binder